

Plüsch und Plumps

Zu zwei neuen „Schall & Rauch“- Aufnahmen



„Das Fleisch hat seinen eigenen Geist.“ Unter dieses Motto (ein Wort von Frank Wedekind) stellt Elisabeth Pablé ihren Belletrixtext zu den „Pikanterien in Plüsch“. Gut gewählt. Es ist tatsächlich immer wieder erstaunlich, wieviel Geist die Menschen darauf verwenden, das Fleischlich-Allzufleischliche zu preisen. Die hohe Schule der lustern-pikanten Andeutung beherrschte man um 1900 in Berlin und Wien perfekt — ein wenig gröber sicherlich als im zeitgenössischen Paris, aber durchaus nicht weniger frech, nicht weniger „gewagt“ als an der Seine.

Man legt die Aufnahme auf den Plattenteller und wird in eine flott ablaufende kulturhistorische Revue gerissen, die man sich sogar auf einer Bühne inszeniert vorstellen könnte, mit Balletteinlagen und plüschern-ironischen Bühnenbildern.

Natürlich, die Texte der Herren Rudolf Bernauer, Willi Hagen, Fritz Grünbaum, Harry Walden und wie sie alle heißen wirken heute längst nicht mehr so taufrisch provozierend wie dünnemals. Wir sind andere Sachen gewohnt, schon von der hohen Literatur her, deutlichere, wenn auch nicht immer witzigere.

Dafür ist die Musik erstaunlich jung geblieben. Leo Fall, Ralph Benatzky, Rudolf Nelson, Oscar Straus haben Melodien geschrieben, die heute nicht weniger einprägsam sind als zu Großvaters Zeiten. An der Musik rankt sich dann auch die Schallplattenrevue empor. Nils Sustrate hat sie geschickt arrangiert und kräftig aufgemöbelt. Die Sprecher oder Sänger haben in ihr eine sichere Stütze. Sie müssen nur noch ihre Interpretation in der Schwebe halten zwischen Authentizität und überlegener Ironie. Ferner müssen sie ein bißchen Heimweh nach vorgestern durchschwingen lassen, einen Hauch „gute, alte Zeit“ — Gaslaternen- und Jugendstil-Lettern sind am Ende wieder sehr modern geworden. Aber das macht ihnen allen hörbaren Spaß, was wiederum den Spaß des Hörers vertieft, ihn wohl sogar erst ermöglicht.

Lachen wird man dennoch nur selten. Der Referent, eigentlich kein Sauertopf, konnte es nur einmal, als Elfriede Ott ihre „Vorstädteballade“ aus Ottakring (von Hans Adler in einer geschickten Frisch-Vertonung von Sustrate) so wunderbar überchargiert, daß das Ganze schon von der Aussprache her urkomisch wirkt.

Trotzdem wird man sich heutzutage eher an jene Texte halten, in denen verborgen gegen das Plüsch-Zeitalter rebelliert wird. Es ist ganz erstaunlich, welch ungezügelter Töne etwa ein Otto Reutter anschnellen konnte, den man gewöhnlich doch nur noch als mehr oder minder harmlosen Coupletsänger kennt. Sein „Nicht so laut!“ (von Manfred Steffen

gesungen) könnte nicht nur dem alten „Simplizissimus“, sondern beinahe sogar dem modernen „Pardon“ entstammen — eine deutliche Glosse auf die ewige Großmannssucht und die anscheinend ebenso ewigen Minderwertigkeitskomplexe der Deutschen. Kühner hat es zwanzig Jahre später auch Tucholsky nicht ausgedrückt. Reutter kann sogar neben Ludwig Thoma bestehen, der ja wegen Majestätsbeleidigung gesessen hat und dessen bittere Ballade vom „Thronstützen“ Karl John mit gebührender Bissigkeit vorträgt.

Ein wirklicher Gewinn sind die eingestreuten Gedichte zweier Bohème-Poeten, die beinahe vergessen sind. Hans Clarin spricht zwischen den Chansons Gedichte von Alfred Lichtenstein (1889 bis 1914) und Hans Adler (1880 bis 1957). Ein Berliner und ein Wiener Zyniker reißen in ihnen wirklich einem Zeitalter die Maske vom Gesicht, auch wenn ihre Verse mit tiefschwarzem Humor dem Zeitalter treu verhaftet bleiben.

Wer will, kann die Revue weiter spielen. „Es lag in der Luft“ — da singt und spielt das gleiche Ensemble sich in die angeblich so goldenen zwanziger Jahre hinein. Auf das Plüsch folgt der Plumps in die Wehen einer zerrütteten Gesellschaft. Keine besseren Zwischenverse sind hier denkbar als die von Erich Kästner, die diesmal Wilhelm Borchert beigt.

Eine andere Welt, eine andere Luft. Die Pleureusen sind entstaubt, die Probleme andere geworden. Auch wird ein bißchen am Ast gesägt, auf dem man sitzt, und sei er noch so morsch, wie Alfred Kerr durch den Mund Martin Helds verkündet: „Eine gewisse Republik“.

Man treibt mit Vorliebe Selbstanschwärzung. Da wird das Romanische Kaffee durch den Kakao gezogen („Zwei dunkle Augen — zwei Eier im Glas“ von Friedrich Hollaender, vorzüglich neu erstanden durch Ursula Sieg und Lore Calvies). Der Expressionismus meldet sich stilbildend zu Wort („Robes, Modes“ von Beda mit den vielen Wortspielen wie „Babel, Bibel, Bebel“) und der Schlager der zwanziger Jahre, der ja mit Vorliebe albern war, letzteres besonders in Willy Engel-Bergers „Bar zum Krokodil“ mit dem unvergleichlichen Theo Lingens, in dessen Schnarrstimme die dummen Pointen funkeln, als seien sie aus Geist („Denn Theben war für Memphis das, was Lausanne für Genf ist“).

Das Beste aber der zwanziger Jahre ist wahrhaftig das ganz Alberne. „Meine Schwester liebt den Buster, liebt den Keaton“ von Friedrich Hollaender — Victor

de Kowa nimmt hier die ganzen zwanziger Jahre auf die Schippe: hinreißendes Talmi — wozu man wissen muß, daß man damals Englisch englischer sprach als die Briten, weshalb sich „Schwester“ auf „Böster“ reimt. Unheimlich wird es bei Kästner, dessen „Ballade vom Nachahmungstrieb“ bei Reincke in den besten Händen ist: die Hinrichtung des kleinen Fritz Naumann durch spielende Kinder, die den Erwachsenen gleichtun wollen.

Das ist alles ohne jede Sentimentalität auf die Rille gebannt, ohne jene falschen Töne, die den meisten Tanzorchestern anhaften, wenn sie Charleston imitieren. Das hat Schmiß, und zwar einen von heute, keinen von gestern und vorgestern.

Vielleicht ist aber dies auch das Manko solcher Aufnahmen. Sie untersuchen Vergangenheit mit den Augen (und dem Geschmack) von heute. Was dabei herauskommt, kann nicht authentisch sein. Es handelt sich um ein fröhliches Wechsel-das-Bäumchen-Spiel durch die nähere kulturhistorische Vergangenheit. In den siebziger Jahren wird man es wiederholen müssen, denn bestimmt wird diese Interpretation, die uns so über alle Maßen modern dünkt, dann schon keine Gültigkeit mehr besitzen. Ob dann aus der halben Parodie eine ganze geworden sein wird? Auf die Zeit um 1900? Auf die zwanziger Jahre? Vielleicht auf unsere eigene Gegenwart?

Das Fleisch hat nicht nur seinen eigenen Geist, es ist den Moden und Launen zugleich stärker unterworfen als alles andere. Die Lust am Anstoß erregt immer nur der unmittelbare Zeitgenosse — oder aber der längst verschollene Vagant. Unanständigkeit — oder was jeweils dafür gehalten wird — sind eine leicht verderbliche Ware. Man kann sie wohl über Hunderte von Jahren konservieren, aber kaum für Kind und Kindekind.

Denn nicht nur in den Worten des Rideamus und der Vertonung von Oscar Straus: „Der Teufel ist ein Mann von Wort“ (Heinz Reincke), und er steckt, wie immer, auch hier im Detail.

Da alle Beteiligten diese Details besonders lieben und herausstellen, da sie die Kleinigkeiten in der musikalischen oder interpretatorischen Betonung deutlich akzentuieren, dürfte gewiß sein: Noch nie ist der Plüsch von 1900, kaum je zuvor sind die zwanziger Jahre so intim den sechzigern angelegen gewesen.

Aber auch kaum eine Inszenierung hat weniger Aussicht, auch noch die siebziger Jahre zu überdauern.

Darum: heute zugreifen! Morgen ist der Spaß ein anderer. Diese beiden Platten sind dem Zeitgenossen gewidmet, einer schnelllebigen Zeit, die doch nicht versäumen möchte, das oft verpaßte Heute im wiederholten Gestern nachzuerleben.

Heinz Ohff

Schall & Rauch 20

Pikant-erien in Plüsch — Chansons um 1900 mit Martin Held, Carla Hagen, Victor de Kowa, Christa Bernhardt, Manfred Steffen, Gerhard Friedrich, Hannelore Schroth, Elfriede Ott, Karl John, Lore Calvies, Heinz Reincke, Andrea Dahmen, Theo Lingens und Joana Maria Gorvin.

Arrangements, musikalische Leitung, am Flügel: Nils Sustrate, Sprecher: Hans Clarin
Telefunken STSC 13 448 (SM 30), 21,— DM

Schall & Rauch 21

Es lag in der Luft — Chansons der 20er Jahre

gleiche Interpreten, zusätzlich Ursula Sieg, Reiner Brönneke, Werner Riepel. Sprecher: Wilhelm Borchert

Decca SLK 16 601 (SM 30), 21,— DM